



EINE BESCHLEUNIGTE HALBZEIT
UND DIE CHANCE DER VERLANGSAMUNG
LUCA GIULIANI

Geboren 1950 in Florenz. Studium (Klassische Archäologie, Ethnologie und Italienische Literaturwissenschaft) in Basel und München. Promotion 1975 in Basel. 1978 sowie 1981/82 Stipendiat der Alexander von Humboldt-Stiftung in Heidelberg. 1979/80 und 1982–92 Mitarbeiter am Antikenmuseum der Staatlichen Museen, Stiftung Preußischer Kulturbesitz in Berlin. 1984 Habilitation in Heidelberg. 1992–98 Professor für Klassische Archäologie an der Universität Freiburg, seit 1998 Professor in München. 1999/2000 Fellow am Wissenschaftskolleg. Seit 2001 Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, seit 2002 im Beirat des Wissenschaftskollegs. Publikationen: *Bildnis und Botschaft: hermeneutische Untersuchungen zur Bildniskunst der römischen Republik* (1986); *Tragik, Trauer und Trost: Bildervasen für eine apulische Totenfeier* (1995); *Bild und Mythos: Geschichte der Bilderzählung in der griechischen Kunst* (2003). – Adresse: Institut für Klassische Archäologie, Meiserstraße 10, 80333 München.

Sechs Jahre nach meinem ordentlichen Fellow-Jahr bin ich noch einmal für ein halbes Jahr im Kolleg zu Gast gewesen, von September bis Februar: ein wunderbares Geschenk und eine seltsame Erfahrung zugleich. Man steigt nie zweimal in denselben Fluss, und in der Tat war vieles anders als beim ersten Mal. Das lag weniger am Kolleg als an mir selbst. Mein Fellow-Jahr 1999/2000 hatte ich ohne Familie in Berlin verbracht; diesmal hingegen waren mit von der Partie unsere jüngste, sechzehnjährige Tochter und deren Hund. Das hatte weitreichende Folgen. Meine Tochter, die zwar in Charlottenburg geboren, aber schon im Alter von zwei Jahren mit uns nach Freiburg gezogen war, hat sich nach einer Akklimatisierungsphase von wenigen Tagen mit euphorischer Neugier auf Berlin einge-

lassen; in dieser dörflichen Großstadt hat sie sich getummelt wie ein Fisch im Wasser und gelegentlich auch mich an ihren Entdeckungen teilhaben lassen. Der Hund hingegen hat mich zum Peripatetiker gemacht, indem er immer wieder ausgedehnte Spaziergänge um den Grunewaldsee einforderte; das zyklische Flanieren hat meinen Arbeitstagen einen ganz eigenen, mir bis dahin unbekanntem Rhythmus verliehen. Obgleich das halbe Jahr – vielleicht deswegen? – mindestens dreimal so schnell vergangen ist wie ein ganzes, hat die Zeit gereicht für manche Überraschung.

Überraschend kontrovers waren zum Beispiel die Diskussionen in einem bunt zusammengewürfelten Arbeitskreis, der sich unter dem Kennwort *Sense and Style* der Lektüre alter kunstwissenschaftlicher Texte verschrieben hatte. Ebenso überraschend und völlig ungeplant waren manche abendlichen Gespräche mit Fellows, die am Schwerpunkt *Religion und Kontingenz* beteiligt waren: sie vermittelten mir Einblicke in die Kontingenz meiner eigenen säkularen Überzeugungen; ich hatte diese für mein persönliches geistiges Eigentum gehalten – nun erwiesen sie sich hingegen als kollektiv und hochgradig milieubedingt. Die folgenreichste Überraschung freilich betraf mein hauptsächliches Arbeitsvorhaben: sie bestand in einer abrupten Verlangsamung des Tempos, die sich als ungeahnter Gewinn herausstellen sollte. Damit hat es folgende Bewandnis.

Mein Kollege Oliver Primavesi und ich hatten uns vorgenommen, eine kommentierte Teilausgabe der *Eikōnes* des Philostrat zu erstellen. Der Text besteht aus 65 meist kurzen Kapiteln, in denen Philostrat ebenso viele Bilder beschreibt, die er im Haus eines Freundes in Neapel gesehen haben will. Philostrat rechnet mit einem Leser, der einerseits literarisch bewandert ist und die reichen intertextuellen Anspielungen zu goutieren vermag, andererseits aber auch vertraut ist mit dem Themenspektrum und den Darstellungskonventionen römisch-kaiserzeitlicher Bildkunst. Diese Kompetenzen sind heute auf zwei wissenschaftliche Disziplinen verteilt; die Lektüre Philostrats erfordert also den Zusammenschluss eines Gräzisten und eines Archäologen. Insgeheim dürften wohl Oliver Primavesi und ich beide die Hoffnung gehegt haben, zu zweit würde die Arbeit mit doppelter Geschwindigkeit vorankommen: zumal wir in München vor einigen Jahren bereits ein gemeinsames Seminar über die *Eikōnes* veranstaltet hatten. Wir dachten, wir wüssten, auf was wir uns da eingelassen hatten. Das war indessen nur bedingt der Fall.

In der Ruhe des Kollegs wurde uns erst allmählich bewusst, dass es zwischen uns eine erhebliche, bis dahin nicht zur Sprache gebrachte Meinungsverschiedenheit gab. Ich selbst betrachtete den Text als einen Beitrag zu der (aus der Neuzeit sattem bekannten, aber weit in die Antike zurückreichenden) Diskussion über den Wettbewerb zwischen Wort-

und Bildkunst: Was vordergründig sich als ein Lob der Malerei darstelle, sei in Wirklichkeit ein Plädoyer für den Vorrang der Rhetorik. O. P. hingegen war durch den Umstand fasziniert, dass der Text ganz und gar auf Anschaulichkeit ausgerichtet ist; die Bildbeschreibungen wollen den Leser zur Betrachtung anleiten und dessen Vorstellungskraft beflügeln; konsequenterweise verstand O. P. den Text als das Zeugnis einer engen Kooperation zwischen Rhetorik und Malerei: *rhetorica ancilla picturae*.

Wir haben einige Wochen gebraucht, um eine Ebene zu finden, auf der unsere Meinungsverschiedenheit formuliert und verhandelt werden konnte. Bei der konkreten Interpretation einzelner Texte ergab sich schließlich, dass beide Interpretationen durchaus miteinander kompatibel waren. Der Reiz der *Eikōnes* liegt nicht zuletzt darin, dass in ihnen weniger die konkreten Bilder beschrieben werden als das, was sie im Kopf des Betrachters bewirken. Philostrat rühmt und unterstützt die Wirkung der Bildkunst, setzt dabei freilich alle Mittel einer vollendeten Sprachkunst ein. Oft genug treibt er die Wirkung seiner Worte genießerisch und bewusst so auf die Spitze, dass er die konkreten Möglichkeiten der Malerei weit hinter sich lässt: wenn er etwa das zu beschreibende Bild in Bewegung setzt und gewissermaßen wie einen Film ablaufen lässt; wenn er in die Beschreibung Geräusche und Klänge mit einbaut oder Worte, Gedanken und Gefühle der – angeblich gemalten – Figuren; oder wenn er schließlich – wie im Verlauf einer Kamerafahrt – den Blick des Betrachters von der umfassenden Totale (im Extremfall: eine weite Landschaft oder gar die ganze Welt) zum kleinsten Detail (zum Beispiel: das Rüsselchen einer Biene) lenkt, das dann mit mikroskopischer Genauigkeit beschrieben wird. Als Liebhaber der Malerei kennt Philostrat auch deren medial bedingte Grenzen – und setzt sich im eigenen, rhetorischen Medium mit Bravour und nachvollziehbarem Vergnügen über solche Grenzen hinweg.

Vom glücklichen Konsens beflügelt, den O. P. und ich auf der theoretischen Ebene erreicht hatten, beschlossen wir endlich und mit empfindlicher Verspätung, uns an die Übersetzung der ausgewählten Texte zu machen. Das sollte, dachten wir, im Handumdrehen zu schaffen sein. Die ersten vier Zeilen gingen auch glatt. Aber schon in der fünften tauchten Schwierigkeiten auf. Das Übersetzen zu zweit ist ein eigenartiges Geschäft, in doppelter Hinsicht. Beim Lesen ist es immer möglich, über Schwierigkeiten hinwegzugleiten; beim Übersetzen fällt das wesentlich schwerer: man muss bei jedem einzelnen Wort Farbe bekennen und kann sich nicht mehr mit dem Ungefähren begnügen. Zudem muss bei jeder einzelnen Entscheidung Konsens erreicht und jeder Zweifel des anderen ausgeräumt werden. Das ist ein überaus effizientes Erschwerungsverfahren: es schärft den Blick für

Knoten und Probleme. Der eben noch flüssig vor sich hin (und am Leser vorbei) fließende Text erwies sich plötzlich als ein sperriges Gebilde, bei dem wir oft wie die Ochsen vorm Berg standen. Wenn wir dann andere Übersetzungen (auf Deutsch, Englisch, Französisch oder Italienisch) zur Hand nahmen, stellten wir erstaunt fest, dass deren Verfasser die entsprechenden Stellen auch nicht besser verstanden hatten als wir. Allmählich gewannen wir den Eindruck, uns auf einem höchst unwegsamem Terrain zu bewegen. Das Übersetzungstempo wurde immer langsamer, und das selbstgesteckte Ziel einer umfangreichen Teilübersetzung rückte in weite Ferne. Dafür gewöhnten wir uns an, Verständnisprobleme klar zu formulieren und sie hartnäckig im Auge zu behalten – nur nicht aufgeben; nach Stunden oder Tagen ergab sich dann eben doch eine Lösung. Oft genug bestand diese in der Entdeckung einer ungeahnten Pointe, wobei uns der Text immer wieder mit seiner Hinterlist und seiner Raffinesse überraschte. Wir haben viel gelacht – oft auch über das eigene Unverständnis, wenn uns schließlich die Schuppen von den Augen fielen.

Aus dem Arbeitsvorhaben für ein halbes Jahr ist eine Unternehmung geworden, die auf kleiner Flamme köcheln und uns noch langfristig beschäftigen wird. In einem Exzellenz-Cluster, wie sie gegenwärtig in allen deutschen Universitäten, die etwas auf sich halten, zur Begutachtung gestellt werden, wäre ein solches Projekt kaum unterzubringen: es betrifft keine weit vernetzte pluridisziplinäre Gruppe, sondern nur zwei Personen; es kostet keine Millionen, sondern nur Zeit; und es wird keine Reihe von Qualifikationsarbeiten, sondern ein einziges Büchlein hervorbringen. Wir werden mit Beharrlichkeit und ungemindertem Vergnügen daran festhalten.